

Medienspiegel Woche 22 / 2016



Stadt St.Gallen / VLSG / Berther Gion / Schulamt Stadt SG / Noten / Dubs Rolf

Tagblatt, 27. Mai 2016

Es rumort in den Schulen

1

Tagblatt, 31. Mai 2016

Kontroverse um die Notenskala

2

Digitale Bildungsrevolution / Computer / Eltern / ICT / Medien

Leserbrief zu Digitale Bildungsrevolution, NZZ, 26.5.2016

Unser Lehrer Doktor Tablet

3

Schule Schweiz, 30. Mai 2016

Der Computer als Wegbereiter des individuellen Lernens

4

Graubünden / Kompetenzorientierung / Selbstorganisiertes Lernen

Südschweiz, 30.05.2016

Lehrplan 21: Rückschritt zu gescheiterten Reformprojekten

6

Fremdsprachen / Pfenninger Simone / Eymann Christoph / Wolter Stefan / Amstutz Hanspeter / Zürich

Tages-Anzeiger, 30.05.2016

Im Kreuzfeuer des Sprachenstreits

7

Schule Schweiz, 1. Juni 2016

Sprachliches Kurzfutterkonzept verhindert Lösungen

9

Studie passt nicht ins vorgefasste Bild

9

Zürcher Oberländer, 1. Juni 2016

Wir lernen für das Leben, nicht das Konzept

9

Fremdsprachen / Sprachenkonzept EDK / Reformitis / Sprachenstreit / Wissenschaft / Eymann Christoph / Pfenninger Simone / Kosten / Lehrmittel / Kalberer Urs / Pichard Alain / Stark Roland

BaZ, 2.6.2016

Wie aus Reformitis Big Business wird

10

Newsletter vom Komitee «Lehrplan vors Volk», 4.6.2016

<http://lehrplan-vors-volk.ch/data/documents/Newsletter-160604.pdf>

Tagblatt, 2. Juni 2016

Pro und contra Lehrplan 21

WEINFELDEN. Am Mittwoch, 8. Juni, findet im Weinfelder Rathaussaal eine öffentliche Podiumsdiskussion zum Lehrplan 21 statt. Auf Einladung des Komitees «Für eine gute Thurgauer Volksschule» diskutieren Beat Brüllmann, Leiter des kantonalen Amtes für Volksschule, und Oberstufenlehrer Alain Pichard. Der Bieler GLP-Politiker Pichard ist Mitinitiant von «Einspruch», einer Streitschrift gegen den Lehrplan 21. Die Podiumsdiskussion beginnt um 19.30 Uhr und wird moderiert von TZ-Redaktor Mario Testa. (red.)

[Einladung](#)

Tagblatt, 27. Mai 2016

Es rumort in den Schulen

Die Lehrerinnen und Lehrer in der Stadt St.Gallen wollen mehr Mitsprache bei der Schulentwicklung. Die Hauptversammlung des Verbands Lehrpersonen Sektion St.Gallen hat beschlossen, eine Initiative zu lancieren.

DANIEL WIRTH

ST.GALLEN. Die Hauptversammlung fand am Samstag vergangener Woche statt. Sie war sehr gut besucht, wie es in einer Mitteilung des Verbands Lehrpersonen der Sektion St.Gallen (VLSG) heisst. In der Sektion organisiert sind die Lehrerinnen und Lehrer aus der Stadt St.Gallen inklusive der Katholischen Kantonssekundarschule Flade sowie die Lehrpersonen aus den Gemeinden Wittenbach, Muolen und Heggenschwil. Präsident des VLSG ist Gion T. Berther. Im Jahresbericht des Präsidiums kam gemäss Communiqué die Sorge über die schwierige Zusammenarbeit mit dem Schulamt der Stadt St.Gallen zur Sprache. Die vergangenen Jahre hätten gezeigt, dass die jetzige Organisation der Schulbehörde unbefriedigend sei und Lücken habe, sei an der Hauptversammlung des VLSG immer wieder bemängelt worden. Was heisst das konkret?

«Es gibt Reibungsflächen»

«Wir Lehrer sind in der Stadt St.Gallen nicht in die Schulentwicklung eingebunden», sagt Berther. Im Schulamt werde entschieden, der Entscheid dann den Schulleitern mitgeteilt, und die Lehrer schliesslich könnten diese Entscheide nur noch umsetzen. Als Beispiel nennt Berther die aktuelle Diskussion um die Schulnoten. Der Kanton sage im laufenden Konsultationsverfahren dezidiert, er überlasse es nicht den Schulgemeinden, die Noten 1 und 2 abzuschaffen und nur noch ganze Noten in die Zeugnisse zu schreiben. Doch das Schulamt der Stadt St.Gallen presche hier vor und habe die Schulleiter angehalten, an der Unterstufe bereits im Zeugnis für das laufende Semester auf halbe Noten zu verzichten und nur noch ganze zu geben.

Landlehrer hätten es besser

Solche Beispiele gebe es weitere, sagt Berther. In Gesprächen mit Lehrern aus Muolen, Wittenbach oder Heggenschwil würden die Stadtsanktgaller Lehrer immer wieder erfahren, dass ihre Kollegen auf dem Lande stärker in die Schulentwicklung eingebunden würden. «In der Stadt entstehe die Schulentwicklung nicht an der Basis, sagt Berther. Mit grosser Mehrheit sei der VLSG-Vorstand darum beauftragt worden, eine Volksinitiative zu lancieren mit dem Ziel, eine Verbesserung zu erreichen und mehr Mitsprache bei der Schulentwicklung zu erwirken. Dass es die Lehrer im Grünen Ring diesbezüglich besser hätten, habe damit zu tun, dass die gewählte Schulbehörde, der Schulrat, dort näher an der Basis sei, wie es Gion T. Berther formuliert.

Kritik am Führungsstil

Viele Lehrpersonen in der Stadt seien verunsichert. Gemäss VLSG-Communiqué hätten sie sich im vergangenen Schuljahr deshalb an den Verband gewandt. Bewusst habe der VLSG darum darauf verzichtet, Behördenmitglieder zur Hauptversammlung einzuladen, um den Lehrerinnen und Lehrern die Möglichkeit zu geben, ihre Anliegen vorzubringen. Woher rührt diese Verunsicherung? VLSG-Präsident Gion T. Berther: «Auslöser sind weiche Faktoren, die schwierig zu fassen und benennen sind.» Erst auf Nachfragen wird Berther konkret und bringt es auf den Punkt: Vieles habe mit dem Führungsstil von Mitarbeitenden des städtischen Schulamtes zu tun.

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/stgallen/stadtstgallen/tb-st/Es-rumort-in-den-Schulen;art186,4636218>

Tagblatt, 31. Mai 2016

Kontroverse um die Notenskala

PODIUM



Rolf Dubs

emeritierter Professor für Wirtschaftspädagogik, ehemals Rektor der Universität St. Gallen (HSG). (Bild: Benjamin Manser)

Das vom Erziehungsrat des Kantons St. Gallen zur Konsultation vorgelegte Beurteilungskonzept «Fördern oder Fordern» polarisiert in der Öffentlichkeit. Wenig erfreulich ist dabei, dass meistens nur über die Notenskala 6–1 oder 6–3 debattiert wird und alle weiteren Massnahmen, welche im Beurteilungskonzept vorgeschlagen sind, kaum oder gar nicht angesprochen werden. Viele von ihnen sind positiv zu werten, auch wenn sie für gute Lehrpersonen über weite Teile selbstverständlich sind.

Auch in der Wissenschaft diskutiert

Seit über vierzig Jahren werden die Fragen der Notengebung und der Notenskalen auch in der Wissenschaft kontrovers diskutiert. Stark mehrheitlich vertreten die Forschenden die Auffassung, dass sowohl periodische Noten in Zeugnissen als auch Noten in einzelnen Klausuren pädagogisch wertvoll sind. Ob sie aber längerfristig zu besseren Lernleistungen beitragen, ist immer noch ungeklärt. Doch gibt es Einzelerkenntnisse, welche eher für Noten sprechen. So ist die konstruktivistische Pädagogik mit ihrer Idee der Selbstevaluation durch die Lernenden anstelle von Noten gescheitert. Auch bestätigen viele Untersuchungen, dass benotete Klausuren die extrinsische Motivation zum Lernen erhöhen und die Lernhaltung verstärken. Schliesslich zeigen viele Schülerbefragungen, dass die Lernenden selbst etwa ab der dritten Klasse zur Einschätzung ihres eigenen Könnens Noten wünschen und diese gegenüber Wortbeurteilungen vorziehen.

Wissenschaftlich unbeantwortet bleibt hingegen trotz vieler Studien die Problematik der Notenskalen und der Notenverteilung innerhalb einer Klasse. Sicher ist nur, dass eine zu differenzierte Skala (z. B. 6–1 mit Viertelnoten) zu weniger gültigen Ergebnissen führt als einfache Skalen. Die Breite der Skala bleibt aber aus wissenschaftlicher Sicht immer eine subjektiv durch die Schulbehörden festzulegende Aufgabe. Deshalb lässt sich die jetzt diskutierte Problematik 6–1 bzw. 6–3 wissenschaftlich nicht lösen, sondern nur argumentativ vertreten.

Eine brauchbare Tradition

Ich bin für eine Skala 6–1. Erstens sollte für Zeugnisse und die tägliche Benotung von Klausuren die gleiche Skala gelten. Ich erwarte bei völlig ungenügenden Prüfungsarbeiten und – wenn auch etwas weniger – in Zeugnissen mehr ermahnende Wirkungen, eine grössere Herausforderung und längerfristig eine bessere Motivation, wenn die Noten 1 und 2 erteilt werden. Zweitens besteht, wenn nur noch eine ungenügende Note vergeben werden kann, die Gefahr, dass infolge ihres wenig differenzierten Gewichts weniger klare Aussagen entstehen, was längerfristig zu einer Abwertung der Aussagekraft der Noten führen kann. Und drittens sollte eine Tradition, die seit langem brauchbar ist, nicht durch eine «Reform» ohne überzeugende Rechtfertigung verändert werden. Solche «Reformen» belasten die Lehrkräfte und schaffen während längerer Zeit unnötige Verunsicherungen in der Lehrerschaft und bei den Eltern, bis sie mit dem Neuen wirklich vertraut sind. Zusätzliche Belastungen für die Lehrerschaft bringt das Beurteilungskonzept mit der Verknüpfung von Noten und Kompetenzen ohnehin. Dies weil die Kompetenzorientierung

im Lehrplan 21 zu wenig praxisorientiert ausgestaltet ist und daher noch viel Arbeit für jede Lehrperson bringt, wenn sie weisungsgemäss kompetenzorientiert benoten und dazu traditionelle Aufgabenstellungen überwinden muss.

Meines Erachtens ist die Streitfrage 6–1 oder 6– ein Nebenkriegsschauplatz, der das ganze Beurteilungskonzept nicht in Frage stellen sollte. Klug wäre es, der Mehrheitsmeinung der Lehrerschaft zu folgen, denn ihre Einstellung ist für die Akzeptanz und das kompetente Anwenden der Notenskala unabdingbar.

<http://www.tagblatt.ch/intern/meinungen/meinung/Kontroverse-um-die-Notenskala;art120369,4640116>

Leserbrief zu [Digitale Bildungsrevolution](#) von Claudia Wirz, NZZ, 26.5.2016

Unser Lehrer Doktor Tablet

Jedem Kind sein Tablet, jedem Kind seine individuelle Software und alles ist gut.

Warum brauchen wir eigentlich noch Schulen? Ausgerüstete Tablets kann man jedem Kind zum sechsten Geburtstag schenken und dann: hurra — geht die Schule los! Zuhause, oder wo immer es Platz hat. Für die Mütter, die ihren Beruf nicht am Heim-Computer ausüben können, muss man vielleicht einen Hütedienst (Hort) einrichten, wo sie ihre Kinder samt Tablets jeweils morgens abliefern können.

Stellen Sie sich nur die Einsparungen vor! Keine Schulhäuser, keine Lernbegleiter, diese kann man doch auch durch eine entsprechende Software ersetzen. Alles wird, wenn es einmal ideologisch als richtig abgesegnet ist, auf dem dann herrschenden Wissensstand eingefroren. Einige der nicht mehr benötigten Dozenten und Forscher kann man ja noch einsetzen um Lücken im allumfassenden Google aufzufüllen, der Rest hat Pech gehabt. Aber bis dann haben wir vielleicht das garantierte Grundeinkommen.

Effi Huber-Buser, Altendorf

Schule Schweiz, 30. Mai 2016

Der Computer als Wegbereiter des individuellen Lernens

Roland Wittwer ist Medienpädagoge und Berater für Schulen in Weinfelden TG. Im Interview äussert er sich zum Unterricht mit Computern.



"Die Entwicklung muss man akzeptieren", Bild: Samuel Trümpy

Dank Computer in eigenem Tempo lernen, Migros Magazin, 30.5. von Thomas Vogel

<https://www.migrosmagazin.ch/menschen/reportage/artikel/unterricht-im-digitalen-klassenzimmer>

Roland Wittwer, was bringt ein intensiver und früher Einsatz von Computern im Unterricht?

Computer im Unterricht fördern individuelles und selbst gesteuertes Lernen, das ist ein Mehrwert gegenüber dem traditionellen Unterricht. Denn nicht jeder Schüler kommt mit dem gleichen Lernmodell und im gleichen Lerntempo zugange. Das wird aber beim herkömmlichen Unterricht vorausgesetzt. Mit dem Computer kann jeder gezielter den Lernstoff im eigenen Tempo lernen.

Wenn alles am Computer gelernt werden kann, ist demnach der Lehrer überflüssig?

Auf keinen Fall. Es braucht Lehrpersonen, um Fragen und Unsicherheiten zu klären, die Schüler anzuleiten und zur Lernkontrolle.

Ab welchem Alter sehen Sie den Einsatz von E-Learning?

Reines E-Learning erachte ich auf Primarschulstufe als ungeeignet. Es findet dabei zu wenig Auseinandersetzung unter den Lernenden statt. E-Learning kann jedoch den Unterricht ergänzen.

Alle starren heute nur noch auf ihr Handy, schauen sich Youtube-Filme an oder sind auf WhatsApp. Ist das die Zukunft unserer Kinder?

Diese Entwicklung muss man akzeptieren, und sie lässt sich kaum mehr umkehren. Fachleute müssen Eltern in der Medienerziehung unterstützen und Ängste ausräumen.

Werden so Kinder nicht zu Medienjunkies getrimmt?

Natürlich darf man die Kinder nicht nur einseitig auf die Nutzung digitaler Medien trimmen. Eine sinnvolle Freizeitgestaltung ausserhalb der digitalen Welt muss sein. Aber das ist bei den heutigen Kindern, den sogenannten «digital natives», weniger ein Problem. Sie wachsen mit der Technik auf und können sie natürlicher in den Alltag integrieren.

Was, wenn Eltern nicht möchten, dass ihr Kind mit so viel Smartphone- und Tabletverbrauch aufwächst?

Es braucht ein Umdenken der Eltern. Man muss akzeptieren, dass Kinder heute anders kommunizieren, als man es früher tat. Das bedeutet nicht, dass es schlechter ist. Tablets, Smartphones und Internet sind heute in fast allen Haushalten vorhanden. Also müssen Eltern lernen zu akzeptieren, dass Kinder diese Dinge einsetzen – und zwar so, wie sie es für praktisch erachten. Auch zum Lernen.

Die Projektschule Arth-Goldau praktiziert das System «Bring your own Device» (BYOD), also jeder Schüler arbeitet mit einem privaten Gerät. Was halten Sie davon?

Da fast jeder Haushalt mit solchen Geräten ausgerüstet ist, bietet sich das BYOD-Modell geradezu an. So bleiben die Kosten für die Schule trotz beschränktem Lebenszyklus der Geräte überschaubar. Der Nachteil ist, dass verschiedene Systeme wie Android, iOS oder Windows unter einen Hut gebracht werden müssen.

Erhöht der Einsatz privater Geräte nicht die Gefahr von Betrugsversuchen bei Prüfungen?

Das steht und fällt mit den Lehrern und der eingesetzten Infrastruktur. Klar beinhalten persönliche Geräte bei Prüfungen ein Missbrauchsrisiko. Durch spezielle Software an Schulcomputern, können Systeme und Webseiten jedoch eingeschränkt und überwacht werden.

Gibt es bald zwei Klassen von Schulen – die einen mit, die anderen ohne Gadgets?

Nein, denn der neue Lehrplan 21 beinhaltet das Lernen mit digitalen Medien. So werden für alle dieselben Voraussetzungen geschaffen.

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/2016/05/der-computer-als-wegbereiter-des.html>

2 Kommentare



[Urs Kalberer](#) 30. Mai 2016 um 18:57

Die digitalen Experten gehen in Stellung auf beziehen sich natürlich auf den Lehrplan 21. Dieser sorgt dafür, dass künftig alle Schulen digital hochgerüstet werden und dass die Schüler gezielt im eigenen Lerntempo voranschreiten.

Hier öffnet sich ein weiteres Konfliktfeld: Es ist meines Wissens nicht bewiesen, dass die Kinder mit Computer besser lernen als ohne. Es scheint eher das Gegenteil zuzutreffen. Auch die Kosten sind nicht ausgewiesen.

Die Stoffvermittlung wird an den Computer weitergereicht. Die Lehrerrolle beschränkt sich auf technische Unterstützung und das Überprüfen der Lernziele. Damit kann dann der Fachunterricht an den PH noch weiter gekürzt werden.

Den besorgten Eltern muss nur noch die Angst genommen werden.

Das obige Interview ist ein Musterbeispiel, wie die Schule von "Experten" umgekrempelt wird: planlos und ohne die Auswirkungen zu bedenken.

<http://schuleschweiz.blogspot.ch/2016/05/der-computer-als-wegbereiter-des.html>

Peter Aebersold [Gast]

Geschrieben vor 3 Tagen, 4 Stunden

Der Lehrplan 21 setzt ganz auf das "digitale Klassenzimmer" mit dem "selbstgesteuerten Lernen". Die Kompetenzorientierung des Lehrplan 21 beruht gemäss den „Grundlagen für den Lehrplan 21“ der D-EDK <https://www.lehrplan.ch/sites/default/files/Grundlagenbericht.pdf> auf dem konstruktivistischen Lehr- und Lernverständnis und verlangt als alleinige „zeitgemässe“ Methode das „selbstgesteuerte Lernen“, Zitat D-EDK: «Mit der Kompetenzorientierung ergibt sich eine veränderte Sichtweise auf den Unterricht. Lernen wird verstärkt als aktiver, selbstgesteuerter, reflexiver, situativer und konstruktiver Prozess verstanden.». Das "selbstgesteuerte Lernen" bedeutet in der Praxis, dass Lehrer und Unterricht abgeschafft werden, weil jedes Kind selber bestimmt, wann, wie, was und ob es lernen will. Damit wird die Methodenfreiheit zur Farce, der qualifizierte Lehrerberuf überflüssig und die Schulqualität sinkt in den Keller.

<https://www.migrosmagazin.ch/menschen/reportage/artikel/unterricht-im-digitalen-klassenzimmer>

Südostschweiz, 30.05.2016

Leserbrief

Lehrplan 21: Rückschritt zu gescheiterten Reformprojekten

Heinrich Peter, Davos Platz

Titelseite der Davoser Zeitung vom 27. Mai 2016: Das Schulinspektorat hat die Davoser Primarschulen überprüft und gibt ihnen gute Noten.

Alle kennen die alte Weisheit, dass Gutes nicht durch Schlechtes ersetzt werden soll. Offenbar geschieht genau dies mit dem Lehrplan 21, obwohl andernorts auf ebenderselben Grundlage schlechte Erfahrungen gemacht worden sind!

In vielen Blogs, Kommentaren und Leserbriefen in der Südostschweiz hören wir noch und noch äusserst Bedenkliches:

-

Die Zwischenbilanz nach zehn Jahren Kompetenzorientierung in Deutschland fällt in manchen Bundesländern vernichtend aus: Dramatisches Schwinden von Wissen und Können.

-

In einer Pilotschule im Zürcher Unterland erreichten Schüler unter dem Schulversuch "Selbst Organisiertes Lernen" SOL Supernoten von 5,5 bis 6, an der Gymiprüfung fielen sie aber durch. Nun überlegen sich betroffene Eltern Schadenersatzklagen. Ihre Kinder wurden schlicht als Versuchskaninchen für untaugliche Schulmethoden missbraucht.

-

Die Ergebnisse fallen besonders bei schwächeren Schülern verheerend aus.

-

Der Lehrplan 21 ist alles andere als zeitgemäss. Er greift auf gescheiterte Reformkonzepte aus dem letzten Jahrhundert zurück und ist eine krude Mischung von Antipädagogik, Antiautoritärer Erziehung und Konstruktivismus: So sehen die „Grundlagen für den Lehrplan 21“ der D-EDK vor, dass die Kinder schon ab Schulstart „selbstorganisiert oder selbstgesteuert lernen“ und die Lehrer sich darauf beschränken sollen, lediglich als „Lernbegleiter“ zur Verfügung zu stehen.

-

Schweizer Kinderärzte warnen in ihrer Verbandszeitung 01/2016 vor den möglichen Folgen: «Unsere Skepsis gegenüber dem selbstorganisierten Lernen in den ersten Schuljahren beruht auf der neurophysiologischen Tatsache, dass die dafür erforderlichen exekutiven Funktionen spät reifen und erst mit 20 Jahren voll ausgebildet sind. Selbstorganisiertes Lernen im eigentlichen Sinn ist deshalb erst im höheren Schulalter und in der Erwachsenenbildung möglich.»

-

Ganz offensichtlich und durch Fakten belegt ist der Lehrplan 21 nachteilig für die Jugend und für das ganze Land. Bei den Grossräten müssten die Alarmglocken schrillen, da es die Regierung selbst offenbar nicht merken will.

Siehe: www.guteschule-gr.ch

<http://www.suedostschweiz.ch/leserbriefe/2016-05-30/lehrplan-21-rueckschritt-zu-gescheiterten-reformprojekten>

Tages-Anzeiger, 30.05.2016

Im Kreuzfeuer des Sprachenstreits

Frühenglisch nützt nichts, lautet die Erkenntnis einer viel beachteten Studie der Zürcher Linguistin Simone Pfenninger. Bildungspolitiker feiern sie dafür – oder greifen sie an.

Mirjam Fuchs



Begegnet der Kritik an ihrer Studie gelassen: Die Linguistin Simone Pfenninger. Foto: Sabina Bobst

Als die Linguistin Simone Pfenninger im Herbst 2014 ihre Studie zum Frühenglisch veröffentlichte, stach sie in ein politisches Wespennest. Die Resultate legten den Schluss nahe, dass die Einführung von Fremdsprachen in der Primarschule wenig bringt. In den zahlreichen Presseinterviews, die folgten, nahm sie kein Blatt vor den Mund: «Das heutige Kurzfutterkonzept mit rund zwei Wochenlektionen in der Primarschule pro Sprache ist zum Scheitern verurteilt», sagte Pfenninger zum «Tages-Anzeiger». Und zur «NZZ am Sonntag»: «Englisch kann man auf die Oberstufe verschieben.»

«Vage Empfehlungen bringen nichts», sagt die 35-Jährige im Gespräch am Englischen Seminar der Universität Zürich, wo sie als Oberassistentin arbeitet. Über ihre Forschung zu informieren, ist ihr ein Anliegen. Sie spricht oft auf Podien oder in den Medien. Deshalb kennen Eltern, Schulkritiker und Bildungspolitiker ihren Namen.

Mittlerweile ist Pfenningers Studie zum Spielball der Frühfremdsprachen-Debatte geworden – und die Verfasserin zur Zielscheibe öffentlicher Kritik. Dass die Politik wissenschaftliche Erkenntnisse instrumentalisiert, ist nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlich ist, dass die betroffene Forscherin selbstsicher dagegenhält.

Lieblingsforscherin der Gegner

Am Anfang der Geschichte steht die Idee der jungen Forscherin und ausgebildeten Gymnasiallehrerin zu einer Langzeitstudie. Zwischen 2008 und 2015 untersuchte Pfenninger die Englischkenntnisse von 500 Zürcher Gymnasiasten zu Beginn und am Ende ihrer schulischen Ausbildung. Die einen Schüler hatten bereits seit der Primarschule Englischunterricht, die anderen fingen erst in der Oberstufe damit an. Pfenninger fand heraus: Schon nach sechs Monaten hatten die meisten Spätler den Vorsprung der Frühlerner eingeholt. Kurz vor der Matur fand die Linguistin keinerlei Unterschiede mehr. Ein dankbarer Stoff für die Medien, die den Befund sofort zuspitzten: «Frühenglisch bringt nichts», schrieb SRF.

In der Schweiz lernt ein Kind heute spätestens in der dritten Primarschulklasse eine zweite Landessprache oder Englisch. In der fünften Klasse kommt die zweite Fremdsprache dazu. Diese Strategie beschloss die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) 2004. Gegen das Frühfremdsprachenmodell regt sich nun aber immer mehr Widerstand. In mehreren Kantonen sind Initiativen angekündigt mit dem Ziel, eine Sprache aus dem Lehrplan der Primarschule zu streichen. Anfang 2016 reichten überparteiliche Komitees in den Kantonen Zürich und Baselland solche Initiativen ein, im Kanton Thurgau wurde Frühfranzösisch im April aus dem künftigen Lehrplan getilgt. Die Initiativkomitees zitieren gerne Pfenningers Studie, um ihre Forderungen zu untermauern. Simone Pfenninger ist zur Lieblingsforscherin der Frühfremdsprachengegner geworden.

Mit Namen steht niemand hin

Im März schaltete sich der höchste Bildungspolitiker des Landes in die Debatte ein, der Basler Erziehungsdirektor und Präsident der EDK, Christoph Eymann (LDP). Unter Eymann hat Basel-Stadt als einer der ersten Kantone den umstrittenen Lehrplan 21 eingeführt. In einer Replik auf einen schulkritischen Artikel der «Basler Zeitung» schrieb er zu Pfenningers Studie: Sie sei «offensichtlich qualitativ nicht genügend».

Der Politiker griff somit die Glaubwürdigkeit der Wissenschaftlerin an. Er verweist auf einen Bericht, den Bund und Kantone von der Universität Aarhus in Dänemark erstellen liessen. Dieser Bericht zeigt, was die internationale Forschung zum gleichzeitigen Erlernen von mehreren Fremdsprachen sagt. Pfenningers Studie ist nicht dabei. Für Eymann ein Beleg, dass ihre Ergebnisse nicht beachtet werden müssen. Er stützte sich dabei auf Stefan Wolter, den Direktor der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF). Wolter, ebenfalls eine gewichtige Stimme in der Schweizer Bildungslandschaft, wertete den Bericht aus. Laut Wolter gibt es keine Forschungsergebnisse, die eine Veränderung des Schweizer Modells nahelegen würden.

Pfenninger wollte das nicht auf sich beruhen lassen. Sie forderte von den dänischen Gutachtern eine Stellungnahme, die dem «Tages-Anzeiger» vorliegt. Daraus wird ersichtlich, dass der Bericht nur Studien vor Juli 2014 berücksichtigt. Zwei frühere Artikel von Pfenninger wurden zwar geprüft, aber nicht in den Bericht aufgenommen. Dass jedoch ihre erst später publizierte Langzeitstudie den Qualitätsanforderungen nicht genüge, könne «auf keinen Fall» aus diesem Entscheid abgeleitet werden, schreibt die Direktorin des Forschungsinstituts.

Eymann hält dennoch an seiner Meinung fest, dass die Langzeitstudie der Zürcher Forscherin ungenügend sei. Anfang Mai wiederholte er seine Kritik im Basler Parlament. Eine Anfrage des «Tages-Anzeigers» wollte er nicht selbst beantworten, aus dem Umfeld von Eymann heisst es, die Studie weise statistische Mängel auf. Mit Namen hinstehen will niemand – auch SKBF-Direktor Wolter hat eine Stellungnahme abgelehnt.

Preisgekrönte Studie

Der Verdacht drängt sich auf, dass es hier nicht nur um einen Expertenstreit geht, sondern auch um Empfindlichkeiten von Politikern und Chefbeamten, die bei einem entscheidenden Dossier unter Druck geraten sind. Jedenfalls lässt sich die Studie von Simone Pfenninger nicht einfach so als wertlos abtun. Immerhin hat sie letztes Jahr damit den Zürcher Mercator-Preis für Nachwuchsforschung gewonnen. «Die Arbeiten von Simone Pfenninger sind von herausragender Qualität und in den wichtigsten Fachzeitschriften ihres Forschungsgebiets veröffentlicht worden», sagt auch Jean-Marc Dewaele, Professor für Angewandte Linguistik an der Birkbeck-Universität in London.

Pfenninger begegnet der Kritik an ihrer Studie gelassen. «Aus Fachkreisen erhalte ich viel Anerkennung, deshalb lasse ich mich nicht so schnell aus der Bahn werfen», sagt sie. Nächstes Jahr sollen die Ergebnisse der Langzeitstudie in Buchform unter dem Titel «Beyond Age Effects» erscheinen.

Gut möglich, dass die Gegner der frühen Fremdsprachen davon enttäuscht werden. Pfenninger legt nicht etwa eine Kampfschrift gegen das Frühenglisch vor, sondern eine differenzierte Untersuchung der Faktoren, die beim Sprachenlernen im Schulzimmer Erfolg bringen. Entscheidender als das Alter seien Dauer und Intensität der Auseinandersetzung.

<http://www.tagesanzeiger.ch/wissen/bildung/lm-Kreuzfeuer-des-Sprachenstreits/story/31672545>

Schule Schweiz, 1. Juni 2016

Sprachliches Kurzfutterkonzept verhindert Lösungen

Mit längst überholten Theorien über das Fremdsprachenlernen versuchen Bildungspolitiker das sprachliche Kurzfutterkonzept der Primarschule zu retten. Doch das Festklammern an einem gescheiterten Konzept führt bei der Umsetzung des neuen Lehrplans zu überladenen Lektionentafeln und verhindert vernünftige Lösungen.

Für zwei Fremdsprachen fehlt der Platz, Tages Anzeiger, 1.6., Leserbrief von Hanspeter Amstutz
[Weiterlesen »](#)

Studie passt nicht ins vorgefasste Bild

Wie verzweifelt muss der Präsident der EDK (ein Laie) sein, dass er versucht, die Studie von Simone Pfenninger (einer Fachfrau) mit lachhaften oder nicht bewiesenen Argumenten schlechtzureden? Wo ist seine Qualifikation, zu sagen, was (wissenschaftlich) qualitativ genügend ist? Er wird sich wohl auf seine Berater und Zuträger verlassen, die aber nicht sagen wollen, was denn nicht gut ist an der Arbeit der Linguistin. So entsteht der Eindruck, dass nicht sein darf, was nicht ins vorgefasste Bild der „fortschrittlichen“ Bildungsdirektoren passt.

Wer hat Recht, der Politiker oder die Wissenschaftlerin? Tages Anzeiger, 1.6., Leserbrief von Thomas W. Zimmermann
[Weiterlesen »](#)

Zürcher Oberländer, 1. Juni 2016

Wir lernen für das Leben, nicht das Konzept

Daniela Schenker ist Redaktorin im Ressort Glattal.

Die Diskussionen um den Lehrplan 21 laufen heiss. Unsere Kleinen sollen kein Wissen, sondern Kompetenzen erwerben – in Feldern. 267 Kompetenzstufen gibt es allein im Fach Mathematik, vermittelt in Zyklen.

Nichts wird dem Zufall überlassen, auch nicht im Bereich «Laufen, Springen, Werfen». Im Lehrplan steht: «Die Schüler können vielseitig weit und hoch springen. Sie kennen die leistungsbestimmenden Merkmale und können ihre Leistung realistisch einschätzen.» Ich muss ein verkanntes Wunderkind sein. Soweit ich mich erinnern kann, habe ich mir das vielseitige Springen autodidaktisch beigebracht. Ich bin auf Mauern, über Bäche und später über die Schmutzwäsche in meinem Zimmer gehüpft. Mit der realistischen Einschätzung hatte ich wenig Mühe. Wenn ich nicht mehr rüberkam, habe ich den Kleiderberg in die Waschküche getragen.

Mir ist niemand bekannt, der als Erwachsener eine umfassende Ausbildung im Kompetenzbereich «Weitsprung» vermisst. Mir erschliesst sich auch nicht, was im Kompetenzbereich «Räume, Zeiten, Gesellschaften» mit «die Schüler können Elemente und Merkmale von Räumen in Darstellungsmitteln auffinden sowie raumbezogene Orientierungsraster aufbauen und anwenden» praktisch gemeint ist.

Stichwort praktisch: Mir kämen durchaus noch ein paar Kompetenzen in den Sinn, die man seit Jahrzehnten auf allen Stufen und Zyklen vergeblich sucht: «Velopneu flicken» oder «Steuererklärung ausfüllen» oder «Lampen montieren». Da habe ich in gut zwölf Schuljahren keine einzige Kompetenzstufe erklommen. Vielleicht wäre es gar keine schlechte Idee, fortan bei der Zusammenstellung der Lehrpläne nebst Erziehungsdirektoren und -wissenschaftlern auch ein paar Schulabgänger zu konsultieren?

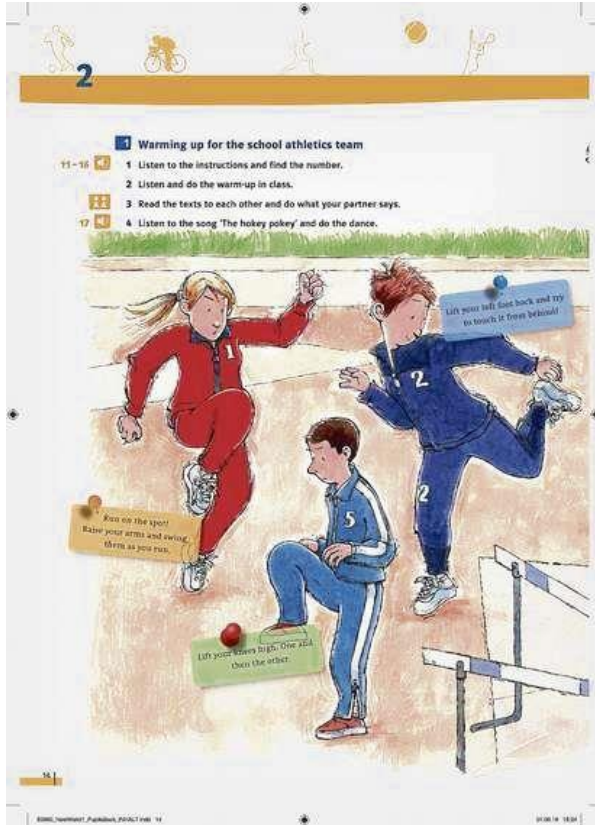
http://v2.zueriost.ch/epaper/pdf/blattem_detail_fs.cfm?page=02_avu_45_2016-06-01&wordListForPDF=lernen

BaZ, 2.6.2016

Das EDK-Fremdsprachenkonzept: Eine Parabel in sechs Akten

Wie aus Reformitis Big Business wird

Von Urs Kalberer, Philipp Loretz, Alain Pichard, Felix Schmutz und Roland Stark



Exorbitant teures Schulmaterial.

Illustrationen aus dem Lehrplan-21-Lehrmittel

«New World 1. Pupil's Book».

© Klett und Balmer AG, Baar 2013, Illustration: Roger Fereday

Das Fremdsprachenkonzept der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK), gekoppelt an eine neue Didaktik, ist ein Lehrstück darüber, wie heute in der Schweiz durch ein höchst fragwürdiges Zusammenspiel von Erziehungsdirektoren, Verwaltung und Wissenschaft Bildungspolitik gemacht wird, welche Folgen das für die politische Kultur in diesem Land und den Unterricht an den Schulen hat und wie leichtfertig enorme Summen in zweifelhafte Projekte investiert werden.

1. Wir müssen etwas tun!

Obwohl die Fremdsprachen gar nicht Teil des Pisa-Tests waren, wurden auch sie durch den inszenierten «Pisa-Schock» im Jahr 2000 erfasst. Erschüttert vom angeblichen Beleg für das Ungenügen des hiesigen Schulsystems sah man über die Grenzen hinaus und stellte fest, dass in Nachbarländern die Schulkinder viel früher mit Fremdsprachen begannen. Dankbar griff die Politik nach diesem Strohalm, der eine Option bot, rasch als tatkräftig Handelnde wahrgenommen zu werden.

Überhastet erfolgte 2004 die Verabschiedung des neuen EDK-Sprachenkonzepts, demgemäss die erste Fremdsprache im dritten und die zweite im fünften Schuljahr einzusetzen habe sowie eine davon eine Landessprache sein müsse. Diese Lösung war ein rein politischer Kompromiss zwischen den Kantonen, die sich nicht einigen konnten, ob zuerst Französisch oder Englisch gelehrt werden sollte. Um die Romandie zu besänftigen, hatte man das in Zürich und anderswo favorisierte Primat des Englischen mit der Pille der Festlegung der zweiten Fremdsprache auf der Primarstufe versüsst. Pädagogische Gesichtspunkte hatten der Staatsräson zu weichen.

2. Selektive Wahrnehmung und unseriöses Vorgehen

Im Unterschied zur Staffelung von Französisch und Englisch wurde die viel wichtigere Frage nach der Sinnhaftigkeit des Entscheidens medial kaum diskutiert, obwohl das Konzept wissenschaftlich bestenfalls dünn abgestützt war. Umfangreiche Studien besagten, dass Frühstarter keine nennenswerten Fortschritte erzielten. Solche Befunde jedoch wurden mithilfe willfähriger Wissenschaftler zugunsten missverständlicher Erkenntnisse der Hirnforschung konsequent ausgeblendet. So war etwa die Rede von Lernfenstern, die nur jüngeren Kindern offen stünden und später nicht mehr genutzt werden könnten.

Grosszügig verdrängt wurde selbst Elementares: so die Schwierigkeit, dass in der Deutschschweiz Aufwachsende zuerst Standarddeutsch als fremde Variante der Erstsprache lernen müssen und Französisch und Englisch somit den Platz von Sprache 3 und 4 einnehmen. Unbeachtet blieb auch, dass das Erlernen einer zusätzlichen Sprache im familiären Umfeld ein passant etwas ganz anderes ist als die künstliche Situation des Schulunterrichts. Selbst das Fehlen einer international anerkannten Didaktik für das frühe Fremdsprachenlernen beunruhigte die Promotoren nicht. Die überwiegend positive Stimmung in Bevölkerung und Medien kam ihnen dabei gelegen.

Um die berechtigten Einwände betreffend die fehlende wissenschaftliche Legitimation zu «entkräften», bestellte die Zürcher Erziehungsdirektion 2002 ein Gutachten an der Pädagogischen Hochschule Zürich. Unglaublich, aber wahr: Der Urheber der Expertise war an Frühfremdprojekten und der Entwicklung der entsprechenden Lehrmittel persönlich massgeblich beteiligt. Von einem unabhängigen Gutachten konnte nicht die Rede sein.

3. Eine pseudowissenschaftliche Didaktik

Ursprünglich hätte die erste Fremdsprache immersiv unterrichtet werden sollen, das heisst gewisse Fächer wären ausschliesslich in der Zielsprache erteilt worden. Um effizient sein zu können, müsste das einen ansehnlichen Anteil der Gesamtunterrichtszeit umfassen, erteilt von muttersprachigen Lehrpersonen.

Die Realität sieht anders aus: Die Frühfremdsprache wird isoliert mit minimaler Stundendotation erteilt, was nicht intensiv genug sein kann und den andern Fächern Unterrichtszeit wegnimmt. Die gesamthafte Lektionenzahl für die Fremdsprache während neun Jahren Volksschule wurde gleich belassen, was eine Verminderung pro Schuljahr bedeutet und die Übungszeit in der Sekundarschule massiv reduziert. Ferner werden dafür Lehrpersonen eingesetzt, deren Eignung für den Fremdsprachenunterricht hochgradig divergiert.

Angesichts der suboptimalen Rahmenbedingungen schoben die Verantwortlichen als neue Unterrichtsmethode eine Bastelei aus Mehrsprachigkeitsdidaktik und Konstruktivismus nach. Diese Unterrichtsform wurde nicht empirisch erprobt, sondern auf Anhieb flächendeckend eingeführt. Ein interkantonaler Feldversuch mit einer Schülergeneration als Probanden.

4. Augen zu und durch!

Aus Angst vor Gesichtsverlust und befeuert durch enorme Mittel für Umsetzung und Forschung trieb die Allianz aus Politik, Verwaltung und Wissenschaft das Konzept unbeirrt voran und offenbarte mitunter sektiererisches Gebaren: Alles, was bisher war, sei schlecht und müsse entsorgt werden. Und will die Arznei partout nicht wirken, wechselt man nicht etwa das Medikament, sondern erhöht die Dosis. Konkret: Evaluationsresultate sind technisch irgendwie nicht verfügbar. Dann wird so lange am Massstab oder an den Indikatoren geschraubt, bis schliesslich eine Erfolgsmeldung herauspringt.

Wer die vielfältigen Mängel des Konzepts trotzdem anzusprechen wagte, geriet häufig unter Druck: Wie bei der Einführung der integrativen Schule wurden mahrende Stimmen verspottet oder willkürlich mit einem (rechtskonservativen) politischen Etikett versehen. EDK-Vertreter

schmetterten Einwände mit dem Hinweis ab, Lehrende verschlössen sich grundsätzlich zuerst immer allen Neuerungen, sie müssten sich erst daran gewöhnen, Fortbildung würde sie darauf vorbereiten, alles Neue brauche seine Zeit etc. Dass die Kritik oft von erfahrenen Lehrkräften kam, wurde geflissentlich übergangen. Lieber spannte man eigens dafür angestellte Mitarbeiter von Pädagogischen Hochschulen oder Behördenvertreter vor den Karren, die begeistert, da finanziell davon abhängig, die frohe Botschaft der neuen Lehre verkündeten, ohne auf Gegenargumente einzugehen. Die Folge: Praxisferne, Bürokratie, horrende Kosten.

5. Der Tabubruch: Öffentliche Verleumdung

Durch das Anwachsen der kritischen Datenmenge (vgl. Berthele/Lambelet und Kübler) in jüngster Vergangenheit und den gleichzeitigen Mangel an Beweisen für die Wirksamkeit ihres Konzepts scheinen die Nerven der Befürworter zunehmend blank zu liegen. Anders ist es nicht zu erklären, dass EDK-Präsident Christoph Eymann die preisgekrönte Arbeit der Zürcher Linguistin Simone Pfenninger als «unwissenschaftlich» diffamiert hat – zunächst in einem Beitrag in der Basler Zeitung, wenig später sogar hoch offiziell in seiner Antwort auf eine Interpellation der Basler GLP-Grossrätin Katja Christ.

Pfenningers «Vergehen» besteht allein im Fazit ihrer aktuellsten Studie zum Fremdsprachenerwerb: Frühlerner sind bezüglich Leistung und Motivation den Spätlernern nicht überlegen. Und generell gilt: besser spät und intensiv als halbpatzig und über viele Jahre verteilt. Also das Gegenteil dessen, was die EDK propagiert.

6. Reformspektakel als Business

Viele Jobs wurden geschaffen: an den Pädagogischen Hochschulen, in kantonalen Verwaltungen und Kurskadern. Verordnete Aus- und Fortbildungen verschlingen Unsummen. «Mille feuilles» und «Clin d'œil» werden als die teuersten (Einweg-)Lehrmittel in die Geschichte eingehen. Für die Produzenten hat sich das Geschäft gelohnt – und für die Kantone Bern und Aargau, denen zu je 50 Prozent der «Schulverlag plus» gehört, der die Lehrmittel vertreibt.

Nach nur einem Jahr beschloss die Berner Erziehungsdirektion, die Lehrmittel zu überarbeiten, und sprach dafür erneut einen Kredit. Die Reihe wird mit allerlei Zusatzmaterialien nachgerüstet: Grammatik, Wortschatz, Zusatzübungen. So wird klammheimlich die hochgepriesene Lehrmethode in die alte zurückverwandelt – mit noch nie da gewesenen Kostenfolgen. Gemäss Schätzungen belaufen sich allein die Ausgaben der sechs Passepartout-Kantone auf insgesamt mehr als 100 Millionen Franken.

Mit den Worten von Markus Kübler von der Pädagogischen Hochschule Schaffhausen fordern wir eine «vorurteilsfreie Zurkenntnisnahme empirischer Befunde als Auslegeordnung sowie eine offene (...) Diskussion über die Handlungsoptionen (...) und die Gelingensbedingungen von frühem Fremdsprachenlernen (...)». Die Zeit drängt.

Die Autoren:

Urs Kalberer, Sprachdidaktiker und Sekundarlehrer, Kanton Graubünden

Philipp Loretz, Seewen, Sekundarlehrer und Mitglied der LVB-Geschäftsleitung, Kanton Basel-land

Alain Pichard, Reallehrer, GLP-Stadtrat in Biel, Kanton Bern

Felix Schmutz, Kanton Baselland

Roland Stark (SP), Lehrer und Heilpädagoge, ehemaliger Verfassungsrats- und Grossratspräsident, Kanton Basel-Stadt.